

Thiele mit einem Male nicht mehr. Er nimmt sie einfach zur Kenntnis, weiter nichts.

Denn er hat etwas anderes entdeckt, plötzlich, vor einigen Wochen.

Einen Weg zum Reich. Nicht, daß er sofort klar erkannt hätte, daß hier ein Weg sei, oh nein, soweit war er nun doch noch nicht. Er lernt die Zungenbewegung kennen und er verfällt ihr auf Anhieb. Und das geschieht am 3. Mai.

*

Vom Urbanhafen geht man das Elisabeth-Ufer hinunter.

Dort, wo der Kanal rechtwinklig nach Osten umbiegt, liegt, im Dunkel der Häuser, ein stiller Hof. Eine verstaubte Treppe steigt ein halbes Stockwerk empor. Eine vom Alter bräunungelbte Tür führt zur „Pachantey“, zum Nest.

Das ist nun freilich etwas ganz anderes, als Hans bis jetzt erlebt hat. Schon der Weg dahin ist kurios und schwer zu finden und der sehr dunkle Lohweg, durch den man hindurch muß, ist zum Grinsen.

Hinter der braungebunten Tür aber beginnt ein Reich und eine Landschaft, in dem weder Lehrer noch Eltern, noch sonst irgend jemand von erwachsenen Größen etwas zu suchen hat. Hier herrscht nur die Zunge, zehn oder zwölf junge Menschen zwischen sechzehn und zwanzig Jahren, dazu kommen noch ein paar Knechte von 13 und 12 Jahren, die mit unermesslicher Ehrfurcht und mit grenzenlosem Vertrauen zu den Älteren aufschauen.

Hans brüht sich jetzt ganz in die Erde, er ist, ganz entgegen seiner Art, während des Abends sehr schweigsam. Und es senkt sich eine ungeheure Niedergeschlagenheit auf ihn hernieder. Er, der gewohnt ist, zu befehlen, er, der einmal eine revolutionäre Schülerwehr kommandierte, er, der selbsthaftig schon im Feuer der Maschinengewehre und der Handgranaten gelegen hat, er, der sich in allen Winkelns schwerer kämpfender Straßen wie ein alter Grabenkämpfer auskennt, er, der sich in allen Methoden des Umgangs zwischen Schüler und Lehrern . . . er sitzt nun hier und späht schon in den ersten Minuten, daß er nichts ist, gar nichts, nichts kann er nichts, gar nichts darstellen. . . daß er weniger ist, als dieser blondlockige Quatuorner, der so selbstverständlich den Wasserfata in die tiefen blaugrauen . . . den Steinquartzen gießt . . . von dem hellblaugrauen . . . genossen ganz zu schweben, der auf einer Saute zupft, die man Klompe nennt und der wieder sagt, die alle hier zu kennen scheinen und die überwältigend schön sind . . . und die Hans niemals in seinem Leben kennengelernt hat. Pachantey . . . ein wider und aufregender Name.

Das klingt nach großer und wilder Freiheit und nach Sandstraten und fernem Ländern, nach gar um Wanderrungen bei Wind und Wetter und nach Abenteuern aller Art.

Pachanten . . . das sind sicher Leute, denen niemand etwas zu sagen hat und für die es kein anderes Gesetz gibt, als das ihres Herzens und ihrer Einfälle. Sie stehen mit den Sternen auf Du und Du und über ihren Nachtlagern rauschen die Wipfel alter Bäume, sie wissen alles von der Welt und vom Himmel und sie haben geheime Kenntnisse von Engen, die früher einmal waren, zur Zeit des Bauernkrieges vielleicht.

Hans ist überwältigt. Und an einem der nächsten Abende im Nest reißt etwas mitten durch in ihm und ein Stück seines bisherigen Lebens verbricht und ist von da ab nicht mehr heranzubolen. Die Zungensingen ein Lied, das Landestheide einmal gesungen haben.

Ich weiß nicht, wer ich bin,
Ich weiß nicht, was ich hab
Ich wandre wohl dahin
wie es das Herz mir gab.
Ich lüde wohl das Reich
und find' es nicht anfo,
so muß ich suchen mich
in all der schweren Not.
Ich mein, wenn ich mich find
und weiß wohl was ich soll,
daß auch das Reich nicht fern
des bin ich freudvoll.

Als das Lied zu Ende ist, diese schmerzmittige und doch liebevolle und zuversichtliche Melodie, wird es auch im Gemüte von Hans ruhig. Nun weiß er, was los ist und wohin er geht. Er weiß, daß alles, was er jetzt getan und gedacht hat, falsch gewesen ist. Jetzt hat er festen Boden unter den Füßen. In eigentlichem draußen immer noch Berlin? Diese Stadt mit dem Tod im Gesicht, einem Tode aller Sorten, innerlicher und äußerlicher Art, mit Beklungen voller Sensationen, mit dem Stand des Dollars, mit den vielen politischen Geschäften, mit den roten und schwarzweißen Umwinden, für oder gegen die Republik?

Hans sieht sich im Zimmer um. Der junge Mensch, der hier Führer ist, mit seinem hageren und eisenharten Gesicht, in dem nur die Augen bisweilen weich und zerknüllt werden können. . . hat er wirklich vier Jahre lang in den Höhlen von Flandern und von Verdun gelegen, ist er wirklich zurückgekommen und weiß er wirklich, wofür er gekämpft hat? Hat man ihm in Köln die Wachtelstede heruntergerafft und haben bessere Matrosen nach ihm, wie nach einer Scheibe geöffnen in Hannover?

Hans sieht trübselig da und denkt nach. Ja, das hier ist etwas anderes, als alles, was er bisher erlebt hat und das hier scheint ihm das Rechte zu sein, er braucht eigentlich gar nicht mehr lange darüber nachzudenken. Vor den Fenstern hängen rotfarbene Leinwandvorhänge und an den Wänden stehen Bilder, ein schwerer Kachelofen aus gutem Porzellan in der Ecke und ein mächtiger Tisch aus Eisenholz, der fast das ganze Zimmer ausfüllt, auf ihm steht eine Bauernkassette und darinnen Pfefferzweige. An der Wand hängen einige Jagdspeise, auf einem Wandbord stehen dunkelblaue Tassen und dunkelblaue Teller und Aluminiumbecher. In der Ecke neben dem Fenster steht eine zusammengeworfene Fahne, sie ist grün-rot-gold. Und das alles wird von Kerzen beleuchtet und das alles hat einen ganz bestimmten, prachtvollen, gesunden und sicheren Stil.

Und an diesem Abend steht Hans Thiele auf und hält die schlechteste Rede seines Lebens, redet durcheinander in seiner abgrundtieferen Erschütterung und redet vor diesem und jenem und sie sehen ihn ruhig an und lassen ihn quatschen, denn sie wissen genau, was er sagen möchte und was er nicht sagen kann: daß er bei ihnen bleiben möchte, bei diesen Eiern und Kerzen und den braunstenen Säcken und der blauen Kiste.

Und nach einer fürchterlich langen Rede, die Hans mit knalltrocknem Kopf und großem Herzschmerz beendet, steht er auf namens Jochen und frecht ihm die Hand entgegen und sagt: „Natürlich kannst du bei uns bleiben.“ Und setzt sich wieder hin und also ist alles gut.

Jochen lächelt ihm das Mundstück hinüber. „Schreib dich ein.“

Das Nestbuch ist mit grün-rot-goldener Schnur eingebunden und auf dem Titelblatt ist eine silberne, fliegende Widmann zu sehen.

„Am Sonntag gehen wir auf Fahrt nach Saarmund“, teilt Jochen mit. „Treffen um 8 Uhr vorm Potsdamer Bahnhof. Mitbringen Reis und Wackelkuchen, Schnaps und Biffel. Otto Salz und Erik Kochtopf, das andere besorge ich. Mit Uhr abends sind wir wieder in Berlin.“

Der Sommer geht dahin, und Hans hat viel gelernt und noch mehr erlebt.

Er weiß jetzt, wie man ein Zelt gut baut und er kennt alle Landbeine der Mark. Er ist sehr viele hunderte Kilometer marschiert und er hat gutes Eisen unterwegs geoffen und er hat schlechtes Eisen geoffen, er hat unter der brennenden Hitze geschwitzt und im kalten Regen getriefft und er hat alle Nieder gelernt, die es in der Pachantey gibt. Er hat sich einen richtigen militärischen Tornister beschafft, mit volbranntem Fellbezug, an dem man das Kochgeschirr schnallen kann und Zeltbahn, Decke und Spaten. Und dieser Tornister wird niemals voll, man kann in ihn hineinstopfen, was man will.

Und damit marschiert man dann hinaus an jedem Sonnabend nachmittags, dort, wo niemand als die Pachantey etwas zu sagen hat, in die Wälder, in die Wiesen, zu den Gewässern. Man wirft Speer und stößt Stein und schwingt und belauscht das Wild, man klettert auf schwierige Bäume und schleicht durch das Schilf, man sitzt lange Stunden an Feuer und starrt in die Flammen.

Hans hat die Nachtwache. Er haßt bei den prahlenden Zweigen und hört zu, was die Nacht ringsherum miteinander spricht, manchmal legt er einen neuen Zweig in die Glut, dann springen die Madeln glühend hoch und verbrennen zu weißer Asche. Und dann ist es wieder ganz still.

Die Kameraden im Zelt schlafen fest und abgrundtief.

vor dem Zelteingang steht der Fahnenspeer. Der Wimpel fliegt die immer abends abgenommen worden und liegt wohlbehütet zwischen den Schlafenden.

Es ist drei Uhr morgens und in einer Stunde wird die Sonne kommen. Martin kommt, um Hans ein wenig Gesellschaft zu leisten, er ist ja, alt wie Hans, aber als sie von der Revolution sprechen, stellt es sich heraus, daß Martin kaum etwas von ihr weiß. Er hat gar nichts in jenen Tagen erlebt.

Der Morgenwind kommt kühl über den See herüber und im Osten wird eine ganz artige hellgrüne Heiligkeit nach und da letzten auch schon die Vögel mit einem ungeheuren hingerissenen Gezwitscher und Mufen und Singen.

„Mensch“, sagt Hans plötzlich und zieht die Morgenluft tief durch seine Lungen, „Mensch, das hab ich alles gar nicht gefannt.“

„Doch“, antwortet Martin, „das kennen viele nicht.“ Und Hans denkt, daß es vielleicht auch für seinen Vater gut sei, das einmal kennenzulernen. Er denkt lange an den fremdlosen Mann, der immer ruhiger und immer mürrischer wird.

Es ist ja auch, zugegeben, kein Anlaß vorhanden, die Welt sehr freudig zu finden. Das Brot wird immer teurer und die Margarine auch und die Stellung, die der Vater gefunden hat — bringt wenig ein. Er tut irgendwas an der Börse. Er handelt beileide nicht mit Papieren und Aktien und Renten und so, nein, dafür hat der Vater keine Thiele kein Geschäft. Er kann einen Panzerzug mit einigen Duzend-Männern aus dem tiefen Müßland sicher in die Heimat bringen, er kann ihn hinstellen und schießen, er kann Wälder bauen und Dämme freigen, er kann seine Pflicht tun, wo er im Namen des Vaterlandes hingestellt wird, aber handeln und geschäftlich sein und Gelegenheiten wahrnehmen, das kann er nicht.

Und also wird er früher oder später unter die Räder kommen. Niemand ist mehr da, auf den er sich verlassen könnte und es ist niemand da, der Wert darauf legt, sich auf Otto Thiele verlassen zu können. Und da dieser Kardinalschäfer der Thielesehen Lebensanschauung nicht mehr vorhanden ist in der Welt, deswegen wird Otto Thiele totlicher vor die Hunde gehen und unter die Räder kommen, wie man das nennen will.

Hans weiß nicht einmal ganz, was sein Vater auf der Wölfe tut. Er erzählt zu Hause nichts. Und Hans fragt wenig mehr.

„Ich weiß nicht“, sagt Hans plötzlich zu Martin, der neue Zweige auflegt, „ich weiß nicht, mein alter Herr . . . vier Jahre draußen, verheißt? . . . und jetzt funktioniert es nicht mehr . . .“

„Wenn ich“, antwortet Martin kurz, „nächst zu machen.“ „Nächst zu machen?“

„Nee.“

Jetzt steigt die Sonne purpurrot hinter den Waldhäumen auf und das Wasser in See wird flüssiges Gold und es wird schnell warm, die beiden Jungens ziehen die Säcken aus und dehnen sich.

Und Martin deutet dort, wo Berlin liegt.

„Die glauben ja nicht mehr“, sagt er in seiner sprunghaften Art. „Die glauben ja nicht!“

Hans zieht die Stirn in Falten.

„Man muß bloß an sich selber glauben. Aber die da glauben nur noch an ihre Gesichte und an das Geld und an das Vergnügen, glaubst du nicht?“

„Sicher.“

„Und an Gott glauben sie nicht“, verharzt Martin. Hans sieht verbündet auf.

„An Gott? Gott brauchen wir ja gar nicht.“

„Mensch“, fährt ihn Martin erschrocken an: „Was kannst du denn ohne Gott machen? Nicht kannst machen! Betele du denn nicht mal?“

„Nur wenn ich mächtig Angst habe.“

„Na also“, meint Martin schon beruhigter. „Komm, tochen wir Kaffee.“

Und dann nimmt Hans sein Kufhorn, das für solche Zwecke da ist, und bläst den Morgen ein, es ist, als brülle eine Stierherde. Fünf Minuten später steigt der Wimpel der Pachantey am Fahnenspeer hoch, weht im Morgenwind und das tägliche, erste Lied ertönt.

„Ich habe Angst im weiten Feld
zu streiten widerm Feind,
wohl als ein tapferer Kriegesheld,
der's trenn und ehlich meint.
Sicht an die Fahne weht,
wohl dem, der zu ihr steht.“

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergang durchs Aquarium.

Zwischen munteren tropischen Süßwasserfischen — Zu guter Nachbarschaft: Dorsch und Schmalreusenfisch — Blumen, die keine Blumen sind — Reglose Protokolle — Phantasten um Kleinfischanlagen.

Berlin, 22. November 1934.

Aus strahlendem Tageslicht und dem Zumbel der Großstadt treten wir hinein in die Dämmerung des Aquariums.

Wie in Madras Wunderhöhlen glitzert es um uns: wie Gold, Silber, Karneol, Smaragd schimmern dort die lebendigen Wandbilder, die Ausschnitte aus dem Wunderdasein der Meeresriesen. Zwar warm uns der Aquariumskatalog, den wir bei unserer Rundgang zu Rate ziehen, vor den Maßstäben, „schön, häßlich, stolz, edel, faul, eckig, nützlich oder schädlich“. — Aber der Wertung „Schön“ und „Seltam“ können wir uns trotz aller Mahnung oft genug nicht entziehen.

Auf Schritt und Tritt versucht man im Aquarium, uns die Lebensphäre der langsamsten Tiere vor Augen zu fassen. Wie ein Filmstreifen laufen an uns die einzelnen Bilder vorüber. Der Eindruck des weiten Wassers wird besonders dadurch unterstrichen, daß Vorder- und Hintergrund der Schaukästen aus Glas bestehen. Hier tanzt auf dem mit bunten Steinen bedeckten Meeresgrunde die merkwürdige Gestalt der Geierfischlarve. Sie steigt bewegungslos, der mächtige Stachelstab und die großen Krallen liegen bereit, nach der Beute zu greifen, um sie zu zerschellen. Ein kleiner Fortsatz am Unterkiefer bewegt sich maderartig wohl zum Vordringen vor Beute. Dort zeigt sich uns ein allerliebster Anblick, es ist der Zummelplatz tropischer Süßwasserfische. Sie fallen durch ihre eigenartigen Farben und ihre Wundheit auf. Sie fühlen sich wohl in ihrer heimischen Umgebung und wissen nicht, daß sie uns mit ihrem Tun und Treiben für eine neue Welt offenbaren.

Einige Schritte weiter, und wir stehen vor den Vertretern der nordamerikanischen Wasserwelt. Sonnenfisch, Kalkbarsch, Felsenauge, Abergewels, bewohnen das Meereswasser. Es sind alles sehr bunte Varietäten, die sich in den deutschen Gewässern bereits eingebürgert haben. Mit ihren Backfischen jüden sie den Grund nach Nahrung ab. Etwas weiter begegnen wir dem aus Japan kommenden größten lebenden Urch. Dieser Meisenfalter lebt ständig im Wasser und steigt nur des öfteren an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Neben ihm wohnt sein nächster Verwandter, der nordamerikanische Schmalreusenfisch. In den Körperseiten ist sein eigenartiger Hautpanzer in häufliger flatternder Bedeckung.

Auch heimischen Fremder begegnen wir. Hundstern, Steinbrot, Seegurke, Egel und Rochen machen ihre possierlichsten Sprünge, zeigen uns ihre ungebundenen, frohen Lebensgewohnheiten.

Wir gehen weiter. Gestundet bleibt unser Auge an einer Blumenlandschaft hängen. Doch . . . sind das wirklich Blumen? Seenecke, Seewassersalat und Purpurrose heißen sie und sind Tiere, die nur das Aussehen der genannten Blumen haben. Mit ihren zartgebildeten und zierlichen Fangarmen greifen sie im Wasser nach Beute. Erdrückt werden wir das Vorbeischwimmen einer winzigen Krabbe. Werden die Fangarme sich um sie schließen? Also auch in diesem Paradies herrscht Vernichtung und Verderben. Lustig hüpfen Seesterne, Seeperden und Weiden dazwischen, als wüßten sie nichts vom Daseinsstabil.

Während wir eben vor einer Welt bewundernd stehen haben, treten wir nunmehr selbst in eine Welt hinein. Ursprünglich stehen wir auf einer Brücke, umgeben von einer Tropenlandschaft. Unter uns ein Stück Urwaldstump mit einer Sandbank. Doch wir sind sehr zufrieden, daß wir auf dieser Brücke stehen können, denn vor unserer Brücke bietet sich ein weniger schöner, als interessanter Anblick. Hier leben Protokolle, Alligatoren und

Kleinfischarten. Wenn man sie da reglos liegen sieht, könnte man glauben, sie seien zu Stein erstarrt. Nichts bewegt sich. In seltsamer Stille sind die mit riefigen Fäden ausgefachten Netze einzelner Protokolle geöffnet. Doch in Wirklichkeit geben sich diese bis zu vier Meter langen Netze der wohligen Wärme der künstlichen Sonne mit größtem Behagen hin. Wenn man bedenkt, daß diese Tiere, die den Ägyptern heilig waren, das schöne Mädchen Ägyptens einst zum Opfer dargebracht worden ist, kann einem der letzte Schauer über den Rücken laufen.

Doch nun zu den Friechtieren. Man kann nicht verhehlen, daß einen bei ihrem Anblick ein wenig das Gruseln ankommt. Kleinfischanlagen und Giftfischanlagen sind in verschiedenartigster Form hier vorhanden. Um übrigens irdigen Vorstellungen zu begegnen: von 17000 betannten Säugetieren, sind nur 350 wirklich gefährlich. Die übrigen sind, wenn man sie nicht reizt, ganz ungefährliche Tiere, die den Menschen stehen. Unbeweglich und friedlich haben soeben einige ihrer bunten Kleintiere um den Baumstamm gewidelt oder im Wasser eingetrockelt. Unsere Phantastie sieht den Eingeborenen auf schmalen Pfaden durch den Urwald schleichen oder dem weichen Mann mit dem Gewehr auf dem Rücken dem Großwild nachsehen. Unversehens tritt der nackte Fuß des Eingeborenen auf so einen zusammengefallenen, sich der Kude hingebenden Schlängelfort. Dieser zuckt in Abwehr empor und fängt sich auf sein Opfer. Solche und ähnliche Vorstellungen überkommen einen, wenn man diese Bewohner des Urwaldes vor sich sieht. Ein zücker des Geräusch vermeint man zu vernehmen und ist doch glücklicherweise nur . . . im Aquarium.

Wunderwelten erschließen sich dem feinen Beobachter, Wunderwelten sprechen uns aus den leuchtenden, schimmernden Riffen an, die sich in den langen Aquariumgängen aneinanderreihen, und lange, lange, nachdem wir das Aquarium verlassen haben, gehen die tausend Eindrücke in uns mit, die wir dort staunend und bewundernd in uns aufnahmen.

Montag

Amtliche

Stellungsgesellschaft

Am Sonntag

30000 Menschen

das Wasser

das Wasser

das Wasser

das Wasser

das Wasser

das Wasser

das Wasser

das Wasser

das Wasser

das Wasser